

KATHRYN SMITH

*Tochter der*  
*Träume*



Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Regina Schneider



**PAN**

Die amerikanische Originalausgabe dieses Buchs erschien 2008 unter dem Titel *Before I Wake* bei Avon Books, New York.

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.pan-verlag.de](http://www.pan-verlag.de)**

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weiteren spannenden Lesestoff aus unserem Programm. Schreiben Sie einfach eine E-Mail mit dem Stichwort »Tochter der Träume« an:  
[mail@pan-verlag.de](mailto:mail@pan-verlag.de)

Deutsche Erstausgabe November 2009  
Copyright © 2008 by Kathryn Smith  
Published by arrangement with Avon, an imprint of HarperCollins Publishers, LLC.  
Copyright © 2009 der deutschsprachigen Ausgabe bei PAN-Verlag.  
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: Antje Nissen  
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung: Gettyimages; PhotoAlto/Rafal Strzechowski  
Satz: Adobe InDesign CS3 im Verlag  
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-426-28305-9

2 4 5 3 1

## KAPITEL EINS



**D**u bist ein Traum. Eine echte Traumfrau!«  
Ich stockte jäh, die Limoflasche auf halbem Weg zum Mund, und starrte den alten Mann an, der neben mir an der Kasse des Drogeriemarktes stand. Das Herz schlug mir bis zum Hals. »Wie bitte?«

Sein wettergegerbtes Gesicht erinnerte an verschlissenes Leder, und sein Haar war ein krauser, grauer Lockenwust. Seine Augen hatten jedoch den aufgeweckten Blick eines Kindes. »Du bist ein Traum, mein Mädchen. Was machst du hier?«

Ich sah mich um, ob irgendwer im Drogeriemarkt die überraschende – und *unüberhörbare* – Feststellung mitbekommen hatte. Fehlanzeige. Zumindest taten alle so, als hätten sie nichts gehört.

Gut, der Mann war ein verrückter, alter Kauz. Kein Grund zur Panik, keine Notwendigkeit, irgendetwas zu tun. »Sir, ich weiß nicht, wovon Sie sprechen.«

»Du bist nicht von *dieser Welt*.« Er blieb beharrlich und stampfte dabei mit dem Fuß auf, so dass ich mich fragte, ob er vielleicht mal zur Toilette musste. »Du dürftest eigentlich nicht hier sein.«

Ich wich instinktiv einen Schritt zurück, nur für den Fall, dass er vielleicht doch eine schwache Blase hatte. Denn eines lernte man, wenn man in einer Großstadt wie New York leb-

te: Die Menschen hier überschritten gern einmal die Grenzen des Anstands.

Außerdem war er mir unheimlich.

»Ah, verstehe. Ich dürfte gar nicht hier sein.« Ich schraubte den Deckel meiner Colaflasche zu, während die Kassiererin begann, meine Einkäufe einzuscannen. In wenigen Augenblicken würde ich draußen sein. Wäre ich nach der Arbeit doch bloß nach Hause gegangen, aber ich hatte Tampons gebraucht.

»Dann weißt du also Bescheid, oder?«

Ich hatte gehofft, dass die Unterhaltung mit meiner zustimmenden Bemerkung beendet war, doch offenbar hatte ich mich geirrt. »Worüber?«

»Wer du bist.« Er starrte mich an, und aus seinem Blick sprach leichte Verwunderung. »Verfluchte Sch... Ich wette, du weißt nicht einmal, wie du hergekommen bist.«

»Zu Fuß.« Doch eines wusste ich sicher, nämlich, dass ich nicht zu Fuß nach Hause gehen würde. Lieber Gott, hoffentlich würde ich ein freies Taxi erwischen, sobald ich aus der Tür war.

Er fing wieder an aufzustampfen und verzog dabei das Gesicht. Ich wich noch einen Schritt zurück. »Ich meine nicht, wie du in diesen Laden gekommen bist. Ich meine, *überhaupt* auf die Erde.«

Ich schluckte, und meine Kehle fühlte sich rau an, als hätte ich ein Stück Teppich verschluckt. »Sir, ich bin hier geboren. Genau wie Sie.« Vielleicht lag es an den vielen Psychologieseminaren, die ich im Laufe der Jahre besucht hatte, vielleicht auch an der leisen Angst, die ich spürte, aber irgendwie musste ich ihn wieder auf den Boden der Tatsachen zurückholen. In *diese* Welt.

Er musterte mich eingehend – etwas zu aufdringlich für meinen Geschmack. »Du magst zwar hier geboren sein, Mädchen, aber du gehörst hier nicht her. Ich frage mich, wie du es geschafft hast, durchzuschlüpfen.«

Verdammt noch mal, nichts wie weg hier. Was redete der bloß? »Glück gehabt, denke ich mal.«

Er starrte mich immer noch aus seinen leicht trüben, aber durchaus wachen Augen an. »Glück? Nichts da. Wie alt bist du?«

»Sir, das werde ich Ihnen bestimmt nicht auf die Nase binden.« Als Nächstes würde er mein Gewicht wissen wollen, und dann würde ich ihm glatt den Hals umdrehen.

»Achtundzwanzig.«

Wie ein Gong hallte seine Stimme durch meinen Kopf. Das stimmte, und jetzt war er mir erst recht unheimlich. Vielleicht war dies ein Zufallstreffer, aber das bezweifelte ich.

»Du bist reif für dein Alter«, fuhr er fort. »Bist zur vollen Reife erblüht. Nicht auszudenken, wie sich das auswirken kann.«

Jetzt *reichte* es. Ich warf der Kassiererin das Geld hin und hoffte, dass es genug war, da ich die Summe, die sie genannt hatte, nicht verstanden hatte. Dann schnappte ich meine Tasche und eilte zum Ausgang, ausnahmsweise einmal dankbar, dass meine knapp ein Meter achtzig hauptsächlich aus Beinen bestanden. Da die Kassiererin keine Anstalten machte, mich aufzuhalten, hatte das Geld wohl gereicht.

Wie durch ein Wunder bekam ich gleich vor der Tür ein Taxi und sprang hinein. Durch das Fenster sah ich den alten Mann auf dem Gehsteig. Er beobachtete mich, während er aus einer Dose Eistee trank – die hatte er sich bestimmt von

meinem Wechselgeld gekauft. Dann fuhr das Taxi los, und ich sah ihn wild fuchteln und irgendetwas rufen. Ich konnte ihn nicht genau verstehen, aber in meinem verstörten Zustand klang es wie: DU. GEHÖRST. HIER. NICHT. HER.

Ja. Das wusste ich. Die Frage war bloß, woher, zum Teufel, wusste er davon?

Ich war sechs Jahre alt, als meine Mutter mir zum ersten Mal erzählte, dass ich ein Traum sei, ein dunkler Traum der Nacht. Ich fing an zu weinen, weil ich dachte, sie wäre böse mit mir. Doch dann nahm sie mich auf den Schoß und erzählte mir, dass ich etwas ganz Besonderes sei, da kein anderes Kind auf dieser Welt den König der Träume zum Vater hätte. Sie erzählte mir, dass ich träumen könne, was ich wollte, und in meinen Träumen auch tun könne, was ich wollte. Und ich glaubte ihr.

Ich fragte meinen Dad, wie es so sei, der Herr der Träume zu sein, doch er wusste nicht, wovon ich sprach. Kurze Zeit später fand ich heraus, dass er gar nicht mein Vater war. Mein richtiger Vater war der Mann, der in meinen Träumen mit mir spielte und der meiner Mutter ein zärtliches Lächeln ins Gesicht zauberte. Der Mann, den ich meinen Dad nannte, sah mich häufig an, als würde er mich gar nicht kennen. Und meine Mutter sah er an, als wisse er, dass er dabei war, sie an einen Mann zu verlieren, mit dem er nicht mithalten konnte.

Kein Wunder also, dass ich das Reich der Träume der echten Welt vorzog. Zugegeben, es gab in diesem Reich – der Traumwelt – auch Gefilde, vor denen mich mein Vater Morpheus warnte, denn offenbar ließ mein Onkel Icelus einige seiner »Geschöpfe« frei umherwandern. Da in Icelus' Reich

alles Verstörende und Beängstigende wohnte, hörte ich auf meinen Vater und wagte mich nie aus seinem Schloss hinaus, aus Angst vor den Monstern und dem, was sie mit mir anstellen würden. Auch wusste ich, dass ich mich vor dem gespenstischen Nebel in Acht nehmen musste, der das Reich der Träume umwaberte.

Ansonsten schien mir meine Kindheit lange Zeit völlig normal zu sein, bis ich in der neunten Klasse merkte, dass etwas nicht stimmte. Dass mit *mir* etwas nicht stimmte. Bis dahin war mir nie aufgefallen, dass ich anders war, obgleich meine Mutter es mir oft genug gesagt hatte. Jedenfalls hielten die meisten Menschen ihre Träume nicht für etwas Reales und schienen ihnen auch keinerlei Bedeutung beizumessen.

In meine Klasse ging eine gewisse Jackey Jenkins, die mich stets gnadenlos schikanierte. Sie war zierlich, blond, stets sonnengebräunt und topmodisch gekleidet. Ich dagegen war groß, hatte üppige Kurven und war weiß wie ein Gespenst. Im Unterricht meldete sie sich eifrig, ich dagegen gab nur Antwort, wenn ich aufgerufen wurde. Trotzdem hatte ich die besseren Noten. Heute weiß ich, dass sie nur neidisch war und dass es sie maßlos ärgerte, büffeln zu müssen, während mir alles zuzufiegen schien. Obwohl ich das genaue Gegenstück zu ihr war, hatte auch ich Freunde in der Klasse, und eigentlich mochten mich alle, wenn sie mich erst einmal kannten – vor allem die Lehrer. Insofern konnte Jackey gar nicht anders, als mir das Leben zur Hölle zu machen.

Eines Tages bekam ich mitten im Unterricht völlig unerwartet meine Regelblutung. Mit meiner Jacke um die Hüfte harrte ich den restlichen Vormittag aus, doch als ich in der

Mittagspause nach Hause gehen wollte, um mich umzuziehen, riss Jackey mir mit einem Ruck die Jacke hoch und zeigte unseren Mitschülern (natürlich war fast die ganze Schule versammelt, wie könnte es auch anders sein?) meine Kehrseite. Alle lachten. Nein, nicht alle. Aber viele.

Ich war so wütend, so gedemütigt, dass mir Tränen in die Augen traten, was Jackey köstlich amüsierte. Ich weiß noch genau, wie ich ihr drohte, dass ich es ihr heimzahlen würde.

Und das tat ich – mit einem *Carrie*-Auftritt, der es in sich hatte. In jener Nacht begab ich mich in Jackey Jenkins' Träume und quälte sie, wie es nur Mädchen im Teenageralter können. Danach war sie nicht etwa netter zu mir. Nein, sie hatte nun Angst vor mir und hasste mich noch mehr. Das Gefühl der Genugtuung wollte sich nicht wie erhofft bei mir einstellen, zumal ich Jackeys Miene bei jeder Begegnung ablesen konnte, dass sie mich für ein Monster hielt.

Kurz darauf erfuhr ich, dass sie sich in psychiatrische Behandlung begeben hatte, weil sie sich abends vor dem Einschlafen fürchtete. Außerdem hatte sie dunkle Augenringe bekommen und sah dadurch immer weniger hübsch aus. Irgendwann schien es ihr wieder besserzugehen, was ich von mir aber nicht behaupten konnte.

Normale Menschen begaben sich nicht in anderer Leute Träume. Normale Menschen *konnten* das gar nicht. Und wenn sie es könnten, dann läge ihnen bestimmt nicht daran, jungen Mädchen das Fürchten zu lehren.

Aus mir war eines jener Monster geworden, vor denen mich mein Vater immer gewarnt hatte.

Seither trieb ich keine Spiele mehr mit den Träumen und

erschuf mir meine eigene kleine Welt, in die ich mich zurückziehen konnte und in die ich weder meine Mutter noch meinen Dad, meinen Vater Morpheus oder sonst wen einließ. Ich setzte alles daran, normal zu werden – und wenn es mich umbrachte.

Zu sagen, dass meine Mutter enttäuscht war, wäre untertrieben.

Schließlich schloss ich die Highschool ohne weitere *Fred-dy-Krüger*-reife Auftritte in anderer Leute Träumen ab und ging danach auf die Universität von Toronto, wo ich Neuropsychologie studierte und meinen Doktor machte. Meine Leistungen waren zwar überdurchschnittlich, doch es waren meine Studien über Traumforschung, die die Aufmerksamkeit von Dr. Phillip Canning erregten, ein Kollege meines Mentors. Dr. Canning war Schlafforscher und eine Koryphäe seines Fachs. Ich hatte alle seine wissenschaftlichen Publikationen und Bücher über Behandlungsformen der Parasomnie und posttraumatischer Alpträume gelesen und kannte seine Theorien. Offensichtlich konnte man ein Wesen wie mich aus der Traumwelt holen, aber die Traumwelt nicht aus mir. Ich brauchte keine Lehrbücher, um zu wissen, dass es einen Teil in mir gab, der auf diesem Gebiet arbeiten *musste*.

Es war mir ein Bedürfnis, den Menschen zu gutem Schlaf zu verhelfen und sie vor den Gefahren einer Welt zu schützen, die sie für harmlos hielten, weil sich alles »bloß im Kopf« abspielte. Absurderweise bedeutete das zugleich, diese Welt mit aller Macht zu leugnen.

Kurzum, als echte Doktorin der Psychologie gehöre ich heute zum festen Mitarbeiterstab in Dr. Cannings Team am MacCallum Schlaf- und Traumforschungsinstitut in New

York City (wenn auch in einer niedrigen Position). Meine zwei Jahre Probezeit und meine visumgebundene Arbeitserlaubnis liefen demnächst ab, und so könnte ich schon bald eine eigene Praxis führen. Als kleine Angestellte machte ich ein bisschen von allem in der klinischen Praxis und Forschung, vorwiegend arbeitete ich jedoch im Bereich der Traumanalyse und -therapie mit Schwerpunkt Alpträume.

Alles Leugnen meiner Natur half nichts – so viel dazu.

Als ich am Morgen in die Klinik kam, begrüßte mich Bonnie, unsere Empfangsdame, mit einem vielsagenden: »Er ist hiiieerr!«

Sie klang dabei original wie das kleine Mädchen in den *Poltergeist*-Filmen. Ich musste nicht nachfragen, wen sie mit »er« meinte, schon gar nicht, wenn sie so aufgeregt mit den sorgfältig gezupften Augenbrauen wackelte. Bonnie war Mitte vierzig, durchtrainiert, stets wie aus dem Ei gepellt und ging nie ohne Lippenstift aus dem Haus. Sie hatte einen typischen Brooklyner Akzent – und ich vergötterte sie.

Ich hängte meine Jacke auf und nahm meinen Arztkittel aus dem Schrank, während ich ihr einen kurzen und, wie ich hoffte, vorwurfsvollen Blick zuwarf. »Du solltest nicht in diesem Ton über einen Patienten sprechen.«

»Ach, als wärest du kein bisschen aufgeregt, ihn zu sehen«, erwiderte sie, nicht im mindesten verlegen. »Er liegt noch im Schlaflabor, falls du einen Blick hineinwerfen willst.« Bonnie pflegte einen saloppen Umgang mit mir, entweder weil ich noch jung war, weil sie mich mochte oder weil mein Arztkittel babyrosa war und Glitzerknöpfe hatte.

Der Kittel war ein Geschenk einer liebenswerten, älteren Patientin namens Irene, die glaubte, jede Frau müsse sich in

Rosa und Glitzer hüllen. Ich wusste nicht so recht, was ich davon halten sollte, musste jedoch zugeben, dass ich mich darin sehr selbstbewusst und weiblich fühlte.

»Wenn du ›ihn‹ so toll findest, Bonnie, dann verabrede dich doch mit ihm.«

»Ach, lieber nicht.« Sie wedelte mit einer perfekt manikürten Hand, deren lange Fingernägel blutrot aufblitzten, als sich das Licht darin spiegelte. »Der Arme, ich würde ihn ja erdrücken.«

Ich schmunzelte. Das wäre sehr gut möglich. Nun hatte Bonnie zwar keine ausladenden Maße, aber sie war durchaus eine sinnliche Frau und, wie es schien, auch mit der nötigen Kondition ausgestattet, ihre Gelüste zu befriedigen. Mit seinen dreißig Jahren war Noah Clarke ihr offensichtlich zu alt und zu gebrechlich, um eine Verabredung mit ihm in Erwägung zu ziehen.

Ich zog eine Haarklammer aus meiner Kitteltasche und steckte mein Haar zu einem lockeren Knoten hoch. »Hast du Noahs Akte zur Hand?«

»Aber gewiss doch.« Sie nahm eine dicke Akte von dem Stapel auf ihrem Schreibtisch und reichte sie mir.

Ich musterte Bonnie skeptisch – und reichlich amüsiert. »Na, nun sag schon – wie oft hast du dir die Bilder angesehen?«

Bonnie lächelte. »Ein paar Mal«, meinte sie, keine Spur beschämt.

Das war glatt untertrieben, und ich musste lachen. »Du bist ganz schön verdorben, weißt du das?«

Ihr Lächeln wurde breiter – ihr Lippenstift passte perfekt zu ihren Nägeln. »Ganz recht. Aber jetzt wartet dein Patient auf dich, Frau *Doktor*.«

Sie liebte es, mich so zu nennen. Nicht, dass ich die einzige Frau im Team gewesen wäre, aber ich hatte hier bereits angefangen, bevor ich meinen Dokortitel gemacht hatte. Bonnie war eine der Ersten gewesen, die mir am Tag der offiziellen Verleihung herzlich dazu gratuliert hatten – gleich nach meinem Bruder, der zur Feier des Tages aus Toronto gekommen war. Meine Schwestern und mein Vater hatten es nicht einrichten können, und meine Mutter ... nun ja. Sie war der Grund, warum sie nicht kamen. Denn keiner von ihnen brachte es übers Herz, von ihrer Seite zu weichen, »nur für den Fall«. Für den Fall, dass sie aufwachte.

Aber das hatte sie natürlich nicht getan. Hätte ich es fertiggebracht, mit ihnen über dieses Thema zu reden, ohne in maßlose Wut zu geraten, dann hätte ich ihnen erzählt, dass sie sich wegen Mom nicht zu sorgen bräuchten. Aber dann hätte ich auch erklären müssen, woher ich so sicher wusste, dass sie nicht aufwachen würde – und sie hätten mich für verrückt erklärt.

»Übrigens«, sagte Bonnie noch, bevor ich den Empfang verließ, »Canning und Revello sind heute Morgen ziemlich aufgeregt. Keine Ahnung, warum. Ich jedenfalls würde den beiden aus dem Weg gehen, es sei denn, du willst unbedingt wissen, was los ist.«

Bonnie gab nicht viel auf Dr. Canning. Ich wusste nicht genau, warum, aber er machte es einem auch nicht gerade leicht, ihn zu mögen. Er war ein ausgezeichnete Arzt, keine Frage, und er leistete hervorragende Arbeit. Allerdings hatte ich manchmal den Eindruck, dass es ihm mehr um sein berufliches Image als um die Patienten ging. Er war einmal zu Gast in Oprah Winfreys Talkshow gewesen, und seither prangte unübersehbar an der Wand hinter seinem Schreib-

tisch ein Foto, das ihn mit der amerikanischen Talkqueen zeigte.

Ich grinste Bonnie kurz an. »Dann werde ich mich mal in Acht nehmen.«

Lächelnd verließ ich den Empfang, die dicke Akte in der Hand. Ich schlug sie auf, während ich über den cremefarbenen Teppichboden des hell erleuchteten Korridors mit den graugrünen Wänden ging. Ich konnte es Bonnie nicht verübeln, dass sie sich die Bilder von Noah angesehen hatte, die im Rahmen der Schlafstudie von ihm aufgenommen worden waren. Ich gehörte zwar nicht zu dem Team, hatte aber jederzeit Einsicht in seine Akte, da er auch einer meiner Patienten war. Noah war groß, dunkelhaarig, sexy – einfach unwiderstehlich, egal, ob er gerade wach war oder schlief. Er war keiner dieser Sabberer, denen im Schlaf der Mund offen hing. Meist schlief er seelenruhig auf dem Rücken, die Arme seitlich angelegt, in perfekter Schlafpose wie ein Schauspieler im Fernsehen – vor welchem ich entschieden zu viel hockte.

Noah gehörte zu den wenigen Menschen, denen ich bislang begegnet war, die sich den Schrecken ihrer Träume stellten. Er war einer meiner ganz besonderen Patienten, denn er war ein luzider Träumer – ein Klarträumer, der klarste, den ich je erlebt habe. Was er auch träumte, Noah vermochte den Traumverlauf zu steuern, ohne aufzuschrecken oder aufzuwachen.

Ich arbeitete noch nicht lange mit Noah, doch er war ein Patient, auf den ich mich wirklich freute, und das meine ich ganz professionell – zumindest mehr oder weniger. Als ich ihn gefragt hatte, ob er sich für eine meiner Studien zur Verfügung stellen wolle, hatte er keine Sekunde gezögert.

Unter den Patienten, die ich betreute, gab es etliche, die in ihren luziden Träumen verschiedene Stufen erreichten, doch an Noah kam keiner heran.

Ich liebte es, seine Träume mit ihm zu besprechen, wenn er mir erzählte, wie er die Dinge gewandelt und den Verlauf der Träume seinem Willen unterworfen hat. Ich schrieb fleißig mit, während wir seine Träume bis ins Detail diskutierten und überlegten, was sie bedeuten könnten. Seine Träume waren so lebendig, dass ich mich fast in sie hineinversetzt fühlte. Ich beneidete ihn. Und gleichzeitig sorgte ich mich um ihn.

Manchmal sorgte ich mich auch um mich selbst, denn Noah war der einzige Patient, bei dem ich die Mauern in meinem Kopf am liebsten niedergerissen hätte. Ich wollte seine Träume miterleben, wollte dabei sein, zusehen und ihn anfeuern, wenn er die Welt seinem Willen unterwarf.

Durch Noah hoffte ich, anderen Patienten vermitteln zu können, wie sie sich selbst aus ihren lähmenden Alpträumen befreien konnten und es im Reich der Träume schafften, die Herrschaft über die Traumwesen zu übernehmen, anstatt sich von ihnen beherrschen zu lassen. Das war meine weniger heimliche Leidenschaft: Ich wollte all die Kräfte und Fähigkeiten herausarbeiten, die für luzide Träumer typisch waren, um eine wirksame Methode zu entwickeln, mit der chronisch Alpträume geplagte ihre dunklen Träume (hoffentlich) positiv würden beeinflussen können.

Denn wie ich selbst wusste, war ein schlechter Traum bisweilen mehr als nur ein schlechter Traum. Außerdem ärgerte sich mein Vater über meine Arbeit, was mir das Ganze zusätzlich versüßte.

Dr. Canning und Dr. Revello standen vor den Schlaflabors

und sprachen gedämpft miteinander. Sie wirkten aufgeregt – und schuldbewusst. Ich kam nicht um sie herum.

Als ich mich näherte, sahen sie auf. »Liegt etwas an?«, fragte ich.

Dr. Canning putzte sich die Brille mit dem Krawattenzipfel.

»Haben Sie heute Morgen die Zeitung gelesen?«

»Hm, nein.« Zeitungsmeldungen deprimierten mich, weshalb ich sie gar nicht erst las.

»Ein weiterer SUNDS-Fall«, erklärte Dr. Revello, eine Mittfünfzigerin, die mich in ihrer Art an Katharine Hepburn erinnerte – und die genauso einschüchternd wirkte.

Aha. Daher die Aufregung – und das schlechte Gewissen. Der plötzliche Tod im Schlaf, das sogenannte »Sudden Unexplained Nocturnal Death Syndrome«, kurz SUNDS, begegnete uns in unserem Beruf eher selten. Es tritt vornehmlich bei Männern aus Südostasien auf, vereinzelt auch bei Diabetes- oder Epilepsie-Patienten. Klar, dass so ein Vorfall meine Kollegen faszinierte, wenn sie auch ein schlechtes Gewissen hatten, weil der Tod eines Menschen Auslöser dafür war.

Dann machte es plötzlich Klick. »Ein *weiterer?*« Das konnte nicht sein. *Selten* hieß immer noch *selten*, also etwa eins zu hunderttausend. Gesunde Menschen starben nicht einfach so im Schlaf. Zumindest nicht, soweit ich wusste.

Dr. Revello nickte, wobei ein paar rotbraune Strähnchen aus ihrem locker aufgesteckten Haarknoten rutschten. »Der vierte Fall in zwei Monaten.«

»Dann kann es nicht SUNDS sein«, sagte ich bestimmt. »Nicht bei dieser Häufigkeit. Es muss eine andere Erklärung geben – Sinusarrest vielleicht.«

Verärgert sahen mich die beiden Ärzte an, und ich begriff meinen Fehler. Ich hatte ihre Erklärung offen angezweifelt und mir deshalb strafende Blicke eingehandelt.

»Es gab keine Anzeichen für Sinusarrest«, bemerkte Dr. Canning kühl. »Die Ermittler haben sich heute Morgen mit mir in Verbindung gesetzt. Sie haben keine Ahnung, woran diese armen Menschen gestorben sein könnten, und mich deshalb zu Rate gezogen.«

Dr. Revellos Miene erhellte sich. »Können Sie sich vorstellen, was das bedeuten würde, wenn wir tatsächlich einen gemeinsamen Auslöser für diese Todesfälle fänden? Die psychologische Fachwelt würde aufhorchen, von der medizinischen ganz zu schweigen.«

»Also, dann«, sagte ich und schwenkte meine Akte ein wenig. Schließlich wartete Noah auf mich. »Viel Glück dabei.« Ich lächelte freundlich. Dass diese plötzlichen Todesfälle eine Folge von Schlafstörungen waren, bezweifelte ich. Doch was wusste ich schon? *Mich* hatte schließlich keiner um Rat gefragt.

Ich ging weiter in Richtung Schlaflabor. Die Laborräume waren allesamt individuell gestaltet, unterschiedlich in Stil und Farbe, so dass sie wie heimelige Schlafzimmer wirkten, nicht wie Krankenzimmer. Die Patienten konnten sich aussuchen, in welchem Raum sie sich am wohlsten fühlten. Noah war in Raum 6, der in Dunkelblau gehalten war und den er gewählt hatte, weil wir keinen in Schwarz hatten.

Ich klopfte und versuchte, mein Herz zu ignorieren, das in diesem Moment wie wild zu rasen begann. Das hast du nun davon, dass du kein Leben außerhalb deiner Arbeit hast, sagte ich mir – da fängst du eben an, dich für Leute zu interessieren, für die du dich nicht interessieren solltest.

»Herein«, ertönte es gedämpft hinter der Tür.

Ich drehte den Türknauf. Lächerlich, Noah Clarke war nicht einmal mein Typ.

Er saß auf der Kante des zerwühlten Betts, die nackten Unterarme auf die dünn bekleideten Oberschenkel gestützt. Stiefel, verblichene Jeans und ein schwarzes T-Shirt lagen vor und über dem Stuhl bei der Wand, zusammen mit seiner Motorradjacke und dem Helm.

Offenbar war er gerade aufgewacht, und ich hatte alle Mühe, mich einigermaßen zusammenzureißen.

Er stand auf, als ich eintrat, und schloss die Tür hinter mir. Der Raum schien plötzlich sehr viel kleiner zu werden. Und wärmer.

»Hey, Doc.«

Ich lächelte, als er mich so begrüßte, und spürte, wie ich beim tiefen, rauhen Klang seiner Stimme ein ganz klein wenig schauderte. »Hey, Noah.«

Meine Großmutter hätte gesagt, dass Noah Ausstrahlung hatte – und dafür hätte sie ihn nicht einmal halbnackt in einer Batman-Pyjamahose sehen müssen.

Mit etwas über eins achtzig war er nur knapp größer als ich, so dass ich den Blick nur ein wenig heben musste, um ihm in die Augen zu sehen. Er war schlank und breitschultrig – wie ein Schwimmer. Aus seiner Akte wusste ich, dass er Künstler war und Kampfsport betrieb. Er hatte erst einen Monat nach unserer ersten Sitzung angefangen, über sich selbst zu sprechen, und das nur sehr verhalten. Dabei war er nicht abweisend, er redete einfach nicht besonders viel.

Ich mochte Noah, und das lag nicht allein an seinem Einfluss auf die Traumwelt. Ich würde ihn auch sonst mögen, und das schien auf Gegenseitigkeit zu beruhen. Ich glaube,

es gefiel ihm, dass ich mit den Dingen, die sich in seinem Kopf abspielten, etwas anfangen konnte und ihn nicht für einen Spinner hielt.

Ich frage mich manchmal, was er wohl denken würde, wenn er wüsste, was für eine Spinnerin ich selbst war. Was würde er denken, wenn er wüsste, dass ein guter Teil dessen, was er als unterbewusstes Verarbeiten begriff, real war? Wahrscheinlich würde er es akzeptieren. Kreative Menschen sind für solche Dinge ein wenig offener als andere.

Als Künstler war es ihm aber schlichtweg egal, ob andere ihn für einen Spinner hielten, und aus seinem Erscheinungsbild schien er sich ebenfalls wenig zu machen. Ich würde ihn deswegen nicht als seltsam bezeichnen, wirklich nicht. Doch manchmal sahen seine Klamotten aus, als kämen sie direkt aus einem Kleidersack, und sein dichtes, schwarzes Haar stand ihm in allen Richtungen vom Kopf ab, als wäre er gerade erst aufgestanden. Andere gingen für diesen Look zum Friseur, bei Noah war schlicht sein Kopfkissen verantwortlich. Er scherte sich nicht darum, was die Leute bei seinem Anblick von ihm dachten. Er war einfach er selbst. Und dafür bewunderte ich ihn.

Heute hatte er noch ein paar Bartstoppeln an Kinn und Wangen. Noah hatte an sich wenig Körperbehaarung, wodurch seine feine Muskulatur unter der bronzefarbenen Haut sehr gut zur Geltung kam. Seine Augen waren schwarz, so schwarz wie seine Haare – fast zumindest. Der Ton seiner Haut ließ vermuten, dass in seinen Adern vorwiegend europäisches Blut floss, wohingegen die dunklen Haare und Augen sowie die fein geschwungene Nase fremdländisch wirkten.

Noah war exotisch, und wenn er mich wieder einmal mit

diesem schiefen Grinsen begrüßte, das so typisch für ihn war, fragte ich mich, ob je mehr zwischen uns sein könnte als die übliche Therapeutin-Patient-Beziehung. Natürlich war es nicht angebracht, so zu denken, doch wie konnte ich anders, wenn dieser Mann mit nichts außer einer Batman-Pyjamahose vor mir stand und jeder Zentimeter von ihm eine unwiderstehliche Einladung war?

Er war einfach sexy, falls ich das noch nicht erwähnt haben sollte.

»Verzeihung, dass ich so hereinplatze«, sagte ich. »Ich wollte nur fragen, ob Sie auf einen Sprung in mein Büro kommen könnten?« Das war Teil unserer Abmachung. Noah nahm an einer Schlafstudie der Klinik teil, und wir trafen uns nach jeder Sitzung, um seine Träume zu besprechen. Für die Nächte, die er nicht in der Klinik verbrachte, gab ich ihm Aufgaben und Übungen mit, die wir dann ebenfalls besprachen.

War das ein Zögern? Er schien kurz zu erstarren, bevor er nickte. »Klar.«

Aber er klang nicht überzeugt. Seltsam. Noah sperrte sich sonst nie, wenn es darum ging, sich mit seinen Träumen auseinanderzusetzen, was es auch für welche waren. »Stimmt etwas nicht?« Was ich eigentlich fragen wollte, war, *ist irgendetwas passiert?* Vielleicht sah ich nun wirklich Gespenster, aber so hatte ich ihn noch nie erlebt.

Als hätte er Angst.

»Wir können eine Sitzung auslassen, wenn Sie wollen«, fügte ich hinzu, was ich zwar ganz und gar nicht wollte, aber es ging mir um ihn. Und so wollte ich mein Bestes versuchen.

Er lachte kurz auf und schüttelte abwehrend den Kopf.

Der Vorschlag schien ihm nicht zu gefallen. »Nein. Schon gut. Ich komme.«

Ich deutete in Richtung Umkleidekabine, während ich den leichten Anflug einer Gänsehaut ignorierte, der mich stets beim Klang seiner tiefen, weichen Stimme überkam. »Dann lasse ich Sie mal allein, damit Sie sich in Ruhe umziehen können. Ich warte in meinem Büro auf Sie.«

Er lächelte, während er seine Kleider vom Boden auflas. »Klar doch. Doc?«

»Ja?«

Mit dem Kleiderbündel unterm Arm, aus dem ein Hosenbein baumelte, trat er auf mich zu. »Was dagegen, wenn ich uns vorher einen Kaffee holen gehe?«

Ich erwiderte sein Lächeln, und meine Befangenheit legte sich ein wenig, trotz seiner körperlichen Nähe. »Nein, machen Sie nur.« Ein paar Häuser weiter gab es einen Starbucks.

Sein Blick, so warm und zärtlich wie eine Berührung, durchflutete mich. »Und womit kann ich Sie glücklich machen?«

Oh, nur allzu gern hätte ich die Frage bewusst anders verstanden, wenn auch nicht zu missdeuten war, dass seine Stimme eine Oktave tiefer sank und noch männlicher und verführerischer klang. Noah war in letzter Zeit immer häufiger dazu übergegangen, mit mir zu flirten. Zwar hütete ich mich davor, mir irgendetwas einzubilden, aber schmeichelhaft war es allemal. Er war mein Patient, und das respektierte ich. »Mit Milch und Süßstoff. Danke.«

Er lächelte. Respekt hin oder her – ich hätte mich am liebsten auf die Zehenspitzen gestellt, um seinen Mund zu schmecken.

»Doc?«

»Ja?«

Seine dunklen Augen funkelten. »Ich müsste mich noch anziehen.«

Richtig. Du lieber Gott. Ich gluckste verlegen. »Dann sollte ich Sie wohl lieber allein lassen.«

Heiterkeit ließ seine Züge weicher erscheinen. »Das sollten Sie wohl.« Ich war ziemlich sicher, eine versteckte Aufforderung zum Bleiben herauszuhören, woraufhin ich auf dem Absatz kehrtmachte und förmlich zur Tür rannte.

»Wir sehen uns in meinem Büro«, rief ich ihm noch über die Schulter hinweg zu, dann war ich draußen.

Eine Viertelstunde später hatte sich mein aufgewühltes Gemüt beruhigt, und ich war wieder ganz die Ärztin, was mein Herz allerdings nicht davon abhielt, wilde Hüpfertouren zu machen, als Noah mein Büro betrat. Angezogen sah er genauso gut aus wie halbnackt. Von seiner Schulter hing ein Rucksack, und in der Hand hielt er einen Papphalter, in dem zwei große Kaffeebecher steckten. Seine Jeans und das T-Shirt waren weit geschnitten und verbargen seine schlanke, muskulöse Gestalt. Das T-Shirt steckte nicht in der Hose, sondern hing bis zum Bund seiner Jeans herab, die ihm tief auf den Hüften saß. Sehr reizvoll, diese Uneitelkeit.

Ich nahm ihm den Becherhalter ab, während er seinen Rucksack auf den Boden warf. Dann schloss er unaufgefordert die Tür, und wir waren allein in dem winzigen Verschlag, der sich mein Büro nannte und in dem sich nun ein warmer Duft von aromatisiertem Kaffee verbreitete und ein Hauch würzige Vanille – ganz Noah.

Ich sollte meine Arbeit mit ihm wirklich beenden, aber lieber fühlte ich mich unbehaglich, als ihn aufzugeben.

Lässig setzte er sich auf den Stuhl vor meinem Schreibtisch, während ich dahinter Platz nahm und an meinem Kaffee nippte, bevor ich das Gespräch begann. »Mmm. Lecker. Danke.«

Er fläzte sich auf den Stuhl und beobachtete mich interessiert. »Ich glaube, Sie sind eine sehr sinnliche Person, Doc.«

Ich hob eine Braue. Hätte ich in diesem Moment erneut an meinem Becher genippt, hätte ich mich verschluckt. »Verzeihung?«

Er trank einen Schluck aus seinem Becher und ließ mich auf eine Antwort warten, die zunächst nicht viel mehr als ein leichtes Schulterzucken war. »Sie mögen Dinge, die Sie schmecken, fühlen, sinnlich wahrnehmen können.«

Das wäre jedenfalls die perfekte Erklärung, warum ich so gern aß. »Kann man so sagen.«

»Essen, das kräftig schmeckt«, meinte er und neigte den Kopf. »Musik, die Sie in der Seele spüren. Stoffe, die Ihre Haut streicheln.«

Wow! Ich schluckte. Er sprach mit leiser Stimme, und mein Puls pochte. Dabei hatte er gar nichts Unschickliches gesagt, und doch fühlte ich mich, als hätte er mich splitterfasernackt gesehen. Alles, was er gesagt hatte, stimmte, und wenn ich diese Situation nicht schnell in die Hand nahm, dann würde ich ihm bald überallhin folgen – wohin er mich auch führte.

»Und Träume, die man steuern kann«, witzelte ich und unterbrach die Spannung.

Noahs Blick ruhte auf dem Kaffeebecher in seiner Hand. »Haben Sie auch Alpträume, Doc?«

»Sicher. Wie Sie.«

Er nickte. »Die meisten meiner Träume sind so, bis ich sie verwandle.«

»Alpträume sind bei kreativen Menschen nichts Ungewöhnliches«, belehrte ich ihn, nun wieder ganz die Ärztin. »Ich habe einmal gelesen, dass neunzig bis fünfundneunzig Prozent aller Träume von Schriftstellern oder anderen Künstlern Alpträume oder zumindest aufwühlend sind.«

»Früher dachte ich immer, Alpträume seien etwas Schlimmes, heute bin ich mir da nicht mehr so sicher.«

»Nein?« Ich horchte auf. »Warum das?«

Er hob den Blick, und seine ebenholzschwarzen Augen hielten mich gefangen. »Ich denke, dass manch dunkler Traum dazu da ist, anderen zu helfen.«

Ich schluckte. So wie er mich ansah, kam ich mir wie ein gefangenes Tier im Käfig vor – ein fremdartiges und exotisches Tier.

War es Einbildung, oder hatte er gerade durchblicken lassen, dass er Träume für echte Wesen hielt?

Herrgott, er konnte es doch nicht wissen. Oder doch? Der alte Mann im Drogeriemarkt hatte es auch gewusst. Stand es mir dick auf der Stirn geschrieben, und ich hatte es nicht gemerkt?

»Über Alpträume verarbeitet unser Unterbewusstsein oft Ängste und traumatische Erlebnisse.«

Er beugte sich vor, und ich tat es ihm gleich, fest entschlossen, mich weder einschüchtern zu lassen noch meine Angst zu zeigen. Dabei legte er es gar nicht darauf an, mich zu verängstigen, aber da war einiges, das er nicht aussprach – und das störte mich.

»Neulich nachts hatte ich einen dunklen Traum«, sagte er mit weicher Stimme. »In dem Sie vorkamen.«

Das überraschte mich. »Ich?« Er nickte. »Und was habe ich gemacht?«, fragte ich.

Er lächelte und verzog dabei die Lippen nur leicht, was seine Augen zum Leuchten brachte, doch ich wusste nicht recht, ob Wärme oder Argwohn darin lag. »Sie reichten mir die Hand.«

»Nun, da wir so eng zusammenarbeiten, ist so ein Traumbild nicht verwunderlich.«

Sein Lächeln verschwand. »Und dann haben Sie ein Messer gezogen und mir die Kehle aufgeschlitzt.«